

Altbernisches Sittenleben im Spiegel der Chorgerichtsmanuale [Fortsetzung]

Autor(en): **Bärtschi, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art
und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 8

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635105>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ueber ihm spannte ein Adler seine Flügel und stieß sein rauhes Raubtiergeschrei in die Himmelsweite.

Sie begann von ihrer Jugend zu erzählen, von dem weißen Licht des Mondes und der kühlen Quelle, von den duftenden Kräutern und den Geistern, die über das dürre Laub huschten und den Menschen in die Träume kamen. Sie wußte von den flinken Forellchen zu sagen, die durch das Wasser für wilden Marobbia schossen, wie glitzernde Pfeile durch die blaue Luft.

Sie erzählte von dem Uhu, der in den Felsen nistete, der Rabe die Mäuse fortging und die Mädchen anblies, die jung sterben sollten.

Ueber einer ihrer Gespielinnen hatte er die Flügel zusammengeschlagen, als sie das dürre Gezweige zusammen-trug zur Feuerung für den Winter. Ganz kalt war ihr sein Atem über das Gesicht gestrichen, und sie war gestorben, ehe der Winter kam. Sie fand kein Ende im Erzählen. Immer Neues fiel ihr ein, und immer hastiger redete sie.

Ihr Enkel lauschte ihr mit verlangenden, sehnsüchtigen Augen.

„Großmutter, gib mir die Alpe,“ rief er und streckte die Hand aus, als könnte er darin das grüne Besitztum bergen.

„Reiche Mutter, gib ihm die Alpe,“ baten der Sohn und die Sohnsfrau.

Sie gab ihm die Alpe.

Nun gehörte ihr nichts mehr, außer ihrem alten Leibe und ihren Erinnerungen.

An ihnen spann sie in den schlaflosen Nächten und den langen Tagen, an denen sie im Winkel saß und wartete.

Ihre Füße trugen sie nicht mehr, und ihre Augen wurden dunkel. Sie wartete immerzu und wußte nicht, worauf sie wartete. Sie sah stundenlang auf die Türe und meinte, sie müsse sich öffnen und jemand hereinlassen.

Vielleicht wartete sie auf ihre Jugend, die weit von ihr gegangen war und ihrer Verlassenheit vergessen hatte.

Sie blickte durch die Fensterscheiben mit ihren trüben Augen und meinte den Gipfel des Berges zu sehen, des Camoghè, an dem die Schatzen der Gemfen entlang liefen.

Ihre Ohren verstanden nichts von dem, was die Leute sagten. Sie begann mißtrauisch zu werden und lauschte mit den Ohren der Seele, wenn ihr Sohn in ihrer Nähe war.

Die hörten feiner und schärfer als die besten Menschenohren.

„Ich habe noch einen Sohn“, sprach sie. „Tragt mich zu ihm.“

Der Sohn weigerte sich, sie von seinem Herde zu lassen, denn der Winter war nahe, darin die alten Leute kränkeln und sterben.

Es wurde Mai, und die Äpfel begannen sich zu röten in den Zweigen.

„Sie lebt uns zum Aerger“, sagte die Sohnsfrau. „Tue ihr den Willen“, und er trug sie zu dem andern Sohne. —

Der Herbst kam und warf das Gold der Sonne über das Tal, als wäre es unausschöpfbar, wie die Güte Gottes. Mit einem Male versiegte es, und die Marobbiotterin sah an der Flamme, die im Kamin ihres andern Sohnes sich mühte, den Frost aus dem Raume zu treiben.

Zuweilen kam das Enkelkind gesprungen und spielte mit den geweihten Münzen, die die Großmutter am Halle trug. —

„Maria, kleine Maria“, sagte die Marobbiotterin, „zerbrich deinen Sparhafen nicht; laß ihn die andern zerbrechen, wenn du tot bist.“

Sie löste ein Münzlein ab und befahl dem Kinde, es in seinem Büchlein zu bergen.

„Sie wird wunderlich“, sprach der Sohn.

„Der Winter ist da“, tröstete ihn die Frau. Sie sagte es schon und fügte nicht hinzu, was sie sich dabei dachte, denn sie war jung und hatte kein hartes Herz.

„Arme Mutter“, flugte der Sohn und griff zur Korbflasche, darin ein Restlein schweren Weines war.

„Arme Mutter, stärke dich.“

Die Greisin erbehte, als der Sohn den Wein ins Becken goß.

Zittrig begann sie zu schluchzen.

„Arme Mutter, hat er mich genannt. Ich war ihm die gute, die schöne und die reiche Mutter, ihm und allen meinen Kindern. Nun bin ich die arme Mutter.“

Es war, als wüßten ihr die Tränen eine Staubschicht aus den Augen.

Sie sah in die Ferne und sah die grüne Alpe, die kühle Quelle und den Camoghè, der weiß im Lichte stand.

„Da ist die Wolke“, flüsterte sie. „Meine weiße Wolke kommt auf mich zu.“ Sie schüttelte sich und begann zu husten und wurde blaß bis in die welken Lippen.

Da legte sie die Sohnsfrau flach auf die Holzbank und begann die Sterbegebete.

Fein und zart kündeten die Silberschellen in der Hand des Chorfnaben den Dörflern, daß Christi Leib zu einer Sterbenden getragen wurde.

Sie legten die Arbeit aus den Händen und blickten dem Zuge nach.

„Es gilt der Marobbiotterin“, riefen sie zurück in ihre Hütten.

Die Ältesten falteten ihre Hände und suchten in ihren Erinnerungen. Und dachten an ein scheues, schlankes Mädchen, das tänzelnd über die Steine der Waldquelle gehüpft war, und blickten hinauf zum Camoghè, der schneeweiß im ersten Winterwams in die Bläue des Aethers ragte.

Sie sahen den weißen Flaum, der über seinen Gipfel strich und flüsterten einander zu:

„Ihre Seele ist mit der weißen Wolke. Nun ist sie zerflossen in dem Blau des Himmels und eingekehrt in den Frieden.“

Altbernisches Sittenleben im Spiegel der Chorgerichtsmanuale.

Von A. Bärtschi.

(Fortsetzung)

Die Chorrichter oder Ehegauer sollten für den häuslichen Frieden besorgt sein. „Davidt Rott unnd syn Weib“ empfangen einen Küffel, weil „sy sich von ein andren ühern (getrennt leben) der Haushaltung halben“. Einem Säumer wird deutlich dargetan: „Wan sy saumen wollen, so solle der Eghan solches verrichten, nicht aber das Weib. Die Schlüssel sollen sie auch gemein haben und sich des Zanckens, Raupfens und Schlagens enthalten.“ „Hanz Gysler, der Rächenmacher zu Rotenbaum, ein alter, übelhörender Mann, flugte ab seinem jungen Eheweib, daß er sehr ungütlich von selbigem gehalten, offft mit Streichen mißhandelt, ja, des Nachts gar aus dem Beth hinunter geworfen werde. Das Weib gabe vor, sie habe eine Sach an einem Schenkel, und wann sie die ankäme, so habe sie keine Ruh vor Schmerzen, biß sie den Mann geschlagen habe, der ihra sonst lieb und wärth seye. Se hat auch eine Ehrbarkeit dem Bendicht Raug, Chorrichter zu Rotenbaum, aufgetragen, auff dise Weis zuachten und, so fernere Uneinigkeitt by ihnen eräugeten, solches vorzubringen.“ Ein Müllerknecht in Heimiswil verließ böswilligerweise seine Frau. Sie wird mit ihren Beschwerden, begleitet vom Rächmeyer, vors obere Ehegericht in Bern gewiesen. Da ein Suchbrief wirkungslos bleibt, wird die Ehe nach Jahresfrist von der Oberbehörde geschieden.

Streng wurde die Kinderzucht gehandhabt. Das 17. Jahrhundert kennt keinen Humanitätsduffel. Schwere Vorwürfe muß eine allzu liebevolle Mutter hören, die einen

James Ramsay Macdonald,

der neue englische Ministerpräsident.

Zum erstenmal kommt in England, nach dem Sturze des konservativen Regiments, Labour Party, die Arbeiterpartei, zur Regierung. Es ist dies ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung; denn nun muß sich zeigen, ob die demokratisch-parlamentarische Richtung in der sozialistischen Bewegung einen erfolgreicheren Weg zur Weltbefreiung kennt als die bolschewistische Diktatur, deren machtvollster Repräsentant, Lenin, eben vom Erdschauplatz abgetreten ist. In Macdonald besitzt die englische Arbeiterpartei einen hervorragenden Führer, der auch alle Qualitäten zum Leiter eines Weltvolkes mit sich bringt. Ramsay Macdonald blickt schon auf eine ca. dreißigjährige parlamentarische Wirksamkeit zurück. Er ist ein Mann der Praxis und nicht der Theorie, wiewohl er zu den „Intellektuellen“ der von ihm gegründeten „Unabhängigen Arbeiterpartei“ gehört. Als Mensch von offener, ehrlicher Gesinnung und praktischer Lebensauffassung ist er der Politiker nach dem Herzen des englischen Volkes. Seine ersten Regierungshandlungen: Anerkennung Soviet-Rußlands, Verständigung mit Frankreich in der Pfälzischen Frage und seine maßvolle Regierungserklärung im Parlament haben in der ganzen politischen Welt den besten Eindruck gemacht. Die englische Politik ist wieder aktiv geworden. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt man nunmehr die weiteren Schritte der englischen Regierung.



James Ramsay Macdonald mit seinen Kindern (von links): Joan, Sheila, Alastair, Isabel, Malcolm.

ihrer Knaben, der klagend von seinem Meister zu ihr sich flüchtet, „gezüchtlet, an statt (daß) sya ihne mit Städen und Brüglen zu seinem Meister hätte wensen und jagen söllen“. Ein Bube wird scharf angefahren, weil er sich gegen seinen Vater zur Wehr stellen wollte, „als er ihn mit einem Zaunstecken hat schlagen wöllen“. „Weilen Hans Wenbel vor seiner Mutter und wegen derselben mit der Faust auf den Tisch geschlagen, hat er deswegen auf gebogenen Kneüwen vor dem Chorgriech depreciieren müssen.“ Einer Witwe wird „gewaltig zugesprochen“, weil „sie ihren Meitklingen in ihrem unzüchtigen Wandel durch die Finger gesehen und verschwiegen, was sie Böses gethan“. Einige Knaben, die den Leuten Fenster einschlugen, um aus dem Fensterblei Büchsenkugeln zu gießen, müssen einen Tag im Gefängnis sitzen und sollen „in der Schul bis aufs Blut geschmeizet werden“.

Häufig wurde der Gottesdienst böswillig gestört. „Ch. Wenger, weil er über die Vorklischen herab auf die Weiber gespeiet, umb 5 Schilling gestraft“. Ein Knecht knüpfte während der Predigt einem Hunde die Ohren zusammen, daß er winfelte und ein Gelächter auf der Vortlauben entstand. Er konnte nicht ungestraft hingehen, daß der „Ammann von dem Bystender sines Süniswys in der Kirche Geld forderte, geschweige, daß Einer dem Andern einen Menen hinten an's Hojengläs genäht“. Christen Stoller, der in der Predigt geschlafen und „ein christenliche Gemeindt geergret“, bittet um gnädiges Gericht und kommt mit einem Gulden Buße davon, während ihrer zwei, die miteinander im „Haus Gottes gebäglet“, je 5 Pfund entrichten. Mutwilligen Buben, die sich sogar im „Gotshaus“ des Spielens „mit Rußen“ nicht enthalten können, diktiert der Ammann nebst Geldstrafe Gefangenschaft. Der Catharina Lauber, die „mit einem Kind geschwäzet und rüdlings über den Stuhl bis zum hinderen Stuhl gelegen“, läßt man die Wahl zwischen 15 Bz. oder 3 Tage Arbeit im Schloß. Einen strengen Ruffel empfängt eine, die laut gähnt und einer andern hält man vor, wie sie während der hl. Kommunion „mit höchster Ergernus ihre unzüchtigen Augen auf die Vortlauben zu den Buben gerichtet“. Jahrelang kämpft das Chorgericht gegen das ärgerliche Drücken auf der Vort-

laube und das Weglaufen der Frauen vor dem Schlußgesang und Segenspruch. Ruff (Rudolf) Weybels Knab soll wegen vorzeitigem Verlassen des Gottesdienstes „in der Schul mit Ruten gezüchtlet werden“. Peter und Matheus Hari hätten um 1 Pfund gebüßt werden sollen, da „sy am Märtabend gedanzet. Weilen sy aber darneben im Gsang (kirchlicher Gesangverein) fleißig sich einstellen, so könnte ihnen alles fürs erste Mahl nachgelassen werden“. Einige Grempler, die ihre Ware am Sonntag feil hielten, müssen's mit 10 Schilling büßen. Der Landvogt gebietet dem Schreiber Zürcher, dafür zu sorgen, „daß sein Weib den unnützen und unehrbahrlichen Pracht, wan sy zum Tisch des Herrn geht, hinweg thüje“ und eine Frau wird gefragt, warum sie „am Sontag das Tüchle nit trage, wie einem andern ehrlichen Wenb gepüre“.

Im Volke fanden sich heidnische Vorstellungen und Aberglauben aus katholischer Zeit in Menge verbreitet, und die Satzungen verbieten denn auch „abgöttische und papistische Ceremonien, Zauberen, Schwarzkünste, Verjäggen der Krankheiten und Schatzgraben“. Sieben Personen feierten „den Jakobstag auf ergerliche, alte papistische Weis mit frehen, sauffen, tanzen und springen und Versaumnus des wahren Gottesdienstes“ und entrannten dem Arme des Gerichts nicht. Melcher Bruner, der im Verdacht stand, „er wölle ins Papstum gan abfallen“, wäre wohl um dieser Rede willen gebüßt worden, hätte man nicht ein Ansehen mit seiner großen Armut gehabt. Während Versäumer der Predigt gewöhnlich mit einer „rähen Zensur“ davonlaufen können, fällt für zwei Männer erschwerend ins Gewicht, daß sie sich über den Sonntag an katholischen Orten aufhielten, was sie je 1 Pfund kostete. Jakob Gnseler hatte sogar 4 Pfund zu erlegen, weil er sich äußerte, „er könne die römische Kirche weder schelten noch loben“, trotzdem er seine Worte zurückgenommen. Ein Bürger von Stettlen will von einem Verführer zum Schatzgraben verleitet worden sein: „Er habe erschreckenlich Sachen gesehen und zwar den bösen Geist selbst und zur Zeiten mehr böse Geister... davor uns Gott bewahren wolle“. Es ist ihm, da er sich sehr reumütig zeigt, „ein Büßlein von 2 Pfund anstatt 20 auferlegt worden“. (Schluß folgt.)